

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 14

Artikel: Der blinde Peppino
Autor: Huber, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669101>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der blinde Peppino.

Am Lago maggiore blühte der Frühling. Wie Sträuße leuchteten die Kronen der Pfirsichbäume aus mattgrünem Wiesengrund zum großen, blauen Himmel auf. Über den See ging der leichte Wind, bewegte das Wasser und bewegte die jungen Zweige der hellstämmigen Birken am Ufer. Magnolien- und Kamelienbäume in den Gärten — und über sie hinverweht die Glockentöne vom grauen Campanile.

Zwei junge Frauen kamen, vom Städtchen her, den Uferpfad entlang; jeden Nachmittag, wenn die Sonne am höchsten stand und niemand außer ihnen sich auf einen warmen Weg begab. Andre Menschen schliefen um diese Zeit. Schliefen auf Bänken, auf kühlen Kirchentreppen, in verdunkelten Hotelzimmern.

Dann war der blinde Peppino allein und ohne Pflicht. Dann konnten sie bei ihm sein. Niemand rief nach ihm, daß er zum Tanz aufspiele. Dann erlebte er die hellste Stunde in seiner großen Nacht. Die Stunde, auf die er, wenn sie vorüber war, wieder zu warten begann.

Er nannte — nach der schönen Sitte seines Landes — die beiden Frauen Signora Renata und Signorina Agnese.

Eines Tages hatte sein Spiel sie ihm zugeführt. Sie hatten in die Hügel wandern wollen, aber Schuberts „Ave Maria“, rührend schön gespielt, hatte sie am Weg begrüßt und zu dem kleinen, hinter Bäumen verborgenen ristorante hingebacht. — „Grotto Navogna“ stand über der Tür — wo in offener, kahler Steinhalle der Musiker am Klavier saß und spielte und nicht wußte, daß er nicht mehr allein war.

Wie er spielte! Ganz wie ein vom Himmel Gefallener, dem die vollkommene Einfühlung in die Harmonie der Töne mitgegeben worden ist! der aber nie zu einer Schule gegangen war als einer unter andern, nicht zum Lernen, nicht zum Leben.

Und auf einmal erzählte er! Auf einmal fand er Worte. Für seine Heimat am Gardasee. Für die Liebe seiner Mutter. Für die kümmerliche Hütte, in der sie zusammen wohnten. Für seine Sehnsucht nach Musik, nach Wissen um Musik, nach meisterlicher Mitteilung und Lehre — für diese Sehnsucht, die das Schmerzensreichste, das Größte und das Rührendste in ihm war. Für sein armes Leben: damit die Mutter und er zur Winterszeit nicht verkommen mußten vor Hunger und vor Kälte, hatte er jedes Jahr im Frühling aufzubrechen und sich in Wirtshäusern zu

berdingen, wo sie einen brauchten, der am Morgen die Stiefel der Schlafgäste putzte und am Abend den Burschen und den Mädchen zum Tanz aufspielte...

Peppinos Gesicht war groß und still geworden wie eine Landschaft, die beruhigt ist im warmen Tagesleuchten und in der nichts Grausames mehr geschieht.

Dann spielte er wieder. Auch Agnes und Renate spielten. Sie hatten, in ihren behüteten Häusern und an feinen Instrumenten, früh und viel gelernt und waren begabt. Peppino aber war ein Begnadeter!

Von nun an kamen sie jeden Tag um diese Zeit zu ihm. Manchmal saß er am Klavier — diesem ausgespielten, verwahrlosten Klavier — und schickte ihnen ein Lied entgegen. Manchmal stand er wartend unter dem Steinbogen der Halle. Er erkannte die beiden Frauen nun immer schon von fern. Er wußte den Rhythmus ihrer Schritte, den Klang ihrer Stimmen. Und er freute sich, daß die Magd, die in der Herberge diente, ihm — gegen sein Glas Kaffee und sein Stück Brot am Morgen — die Löcher in seiner Jacke zugenäht hatte. Wenn er noch drei weitere Male sein Frühstück ihr überließ, wollte sie auch sein Hemd waschen. Er war glücklich!

Agnes und Renate erzählten ihm von Meistern der Musik, die er nicht kannte, und übermittelten ihm Bruchstücke aus Werken, so gut sie es vermochten. Aber Peppino schienen die Sterne zu strahlen. Aus seinen eigenen, gelöschten Sternen, die an ihm das einzig Tote waren, schaute er in Weiten hinauf und war wie ein Heiliger, der seinen Himmel sieht.

Oft setzten sie sich, ehe sie sich trennten, miteinander an den nächsten kleinen Steintisch und hielten fröhlichen Vesperimbiß.

Frau Renate erzählte, daß sie jenseits des Gotthard in einem Bergstädtchen zu Hause sei, einen ernsten kleinen Buben und ein lustiges kleines Mägdlein habe, und daß im Garten — in allen Gärten dort — viele dunkle Tannen stehen, die bei schwerem Wind sehr dunkel und sehr gewaltig rauschen.

Und das verspielte Leben von Agnes' leidenschaftlichem und großem, reinem Herzen — verspielt, seit durch den Tod des geliebten Vaters die Mitte aus ihm fortgebrochen war — gewann unter dem Segen dieses vertrauten, einfachen Betrachtens wieder Ruhe zurück und Sinn.

Aber einmal war es der letzte Nachmittag am kleinen Steintisch und am Klavier. Unter Peppinos Händen wuchs die Schwermut einer Chopin'schen Etüde — Agnes hatte sie ihn gelehrt — ins Größte, wie hinaufgetragen in eine grenzenlose, traurige Fernheit.

Am nächsten Morgen lehnten aus einem Wagenfenster des Expresßzuges, der dem Gotthard zufuhr, die beiden Frauen. Sie wußten: auf der Vorüberfahrt mußte die Steinhalle von „Grotto Navegna“ einen Augenblick lang sichtbar sein.

Ja! und vor dem Türbogen stand der blinde Peppino! Sein großes, stilles Gesicht folgte dem Lärm des Zuges, und seine Hände winkten müde und verloren in die Leerheit. —

Wenn Renate und Agnes sich trafen, sprachen sie noch von ihm und ließen das aufleuchten in ihrem Herzen, was in jenen Frühlingstagen sich zugetragen hatte.

Aber anderes kam an die Reihe. Immer anderes, fort und fort.

Bis eines Tages — im Winter des folgenden Jahres — ein Brief vom Gardasee bei Frau Renate eintraf: ein Brief, überdeckt mit den großen, mühsamen, leblosen Lettern der Blindenschrift, die selber wie die toten, starren, leeren Augen sind.

Die arme Mutter sei ihm gestorben, schrieb Peppino. Er habe nun, so gut er es zu tun vermöge, aufgeräumt im Häuschen. Das Feuer brenne gut und warm: ein alter Nachbar habe ihm Holz geschenkt für lange Zeit. Auch Kerzen

habe er bekommen. Das sehe wohl, wenn sie brennen, sehr schön aus. Signorina Agnese — mit der unvergeßlichen Stimme und den guten, feinen, kleinen Händen — und die ja allein in der Welt sei wie er... würde sie zu ihm kommen und seine Frau sein? er würde ihr sehr dienen! und sehr fleißig für sie spielen gehn! und er würde sehr glücklich sein und immer gut!

Als Renate, seltsam bewegt, das vornehme, große Haus in der Stadt betrat, wo Agnes nun seit ihrer Verheiratung wohnte, traf sie die Freundin im Begriffe, sich für einen Empfang zu rüsten, den ihr Gatte zu Ehren von hohen ausländischen Gästen geben mußte.

— „Agnes, dies schickt dir Peppino. Du erinnerst dich doch noch: Peppino?“ —

Agnes las. Und auf die kostbaren Spitzen ihres kostbar gearbeiteten Kleides fielen die Tränen aus ihrem Herzen herab.

Dem Wanderer in endloser Nacht war niemals sichtbar geworden, daß Unterschiede, durch Zufall des Hineingeborenseins bedingt, die Menschen unüberbrückbar voneinander trennen! Die Tragik dieses Erkennenmüssens war ihm erspart geblieben.

Seinen stillen, für die Erde untauglichen Augen war die Einsicht in das Fernste, das nur im Raume der Ewigkeit Bestehende offenbar: die Beziehung der Menschen zueinander ohne Einteilung, ohne Grenzen, einfach nach dem Gesetz des Glaubens und der Liebe.

Maria Huber.

Orangen am laufenden Band.

Von Peter E. Haldane.

Orangen sind nicht nur eine köstliche Frucht, sondern, infolge ihres hohen Vitamingehaltes, auch ein sehr gesundes Nahrungsmittel. Der immer größer werdende Konsum dieser Frucht, der Versand in weit entfernte Gegenden, wo die Ware frisch und saftig anlangen muß, hat die Pflanzler und Grossisten vor neue Probleme gestellt. Denn es gilt, die Früchte frisch zu erhalten, vor Fäulnis zu bewahren und zu verhindern, daß sie ihre Saftigkeit während der Dauer des Lagerns und des Transportes einbüßen.

In Amerika steht heute Kalifornien an der Spitze der Orangen produzierenden Länder, und die Früchte sind vom Zeitpunkt des Wachsens bis zum Augenblick des Verkaufs an den Konsumenten unter strengster wissenschaftlicher und hygienischer Kontrolle.

Die Todeszelle.

Noch hat der Orangenbaum keine Früchte angelegt, da sorgen schon die wachsamten Pflanzler für Hygiene. Es gibt zahlreiche Insekten, die das Wachstum, ja die Ernte bedrohen. Ihnen begegnet der moderne Pflanzler mit einem energischen Gasangriff.

Über die Bäume wird ein eigens konstruiertes Zelt errichtet, das den Baum nahezu hermetisch abschließt. In das Zelt wird nun aus fahrbaren Tanks Blausäure gepumpt und solcherart werden die Schädlinge vernichtet.

Hängen dann die Früchte an den Ästen, so kommen die Pflücker. Sie tragen Handschuhe, nicht nur aus hygienischen Gründen, sondern um zu verhindern, daß die Schale beim Pflücken beschädigt wird. Die Früchte werden auch nicht von